

## Eine Reise durch Vietnam und Kambodscha

November bis Januar 2015/16

HANOI 19/11/15

Nach einem Zwischenhalt in der geschäftigen Grossstadt Bangkok sind wir gestern in Hanoi eingetroffen. Hier wie dort ein Menschenschlag, der keine Gelegenheit auslässt sich mit viel Lärm bemerkbar zu machen. Eine Stadt der Rollerfahrer und -fahrerinnen, ausgerüstet mit Helm und Mundschutz, in unabsehbarem Strom die Strassen beherrschend. Von oben betrachtet, erscheint die motorisierte Herde als Metapher für den aussichtslosen Versuch in einem Kreis an die Spitze zu gelangen, ungeachtet dessen, dass im Rundum der Erste immer auch der Letzte ist. Die heroischen Revolutions- und Volkslieder, die aus den Lautsprechern des Parteibüros die Menge beschallen, geben dem fahrenden Wahnsinn den Charme eines Kinderkarussells. Fussgänger sind unerlässlich für das Ballett der motorisierten Masse. Auf diese Weise machen auch wir uns nützlich, fördern die Fahrkünste aller Altersgruppen im swingenden *Stop and Go*.

Was Hanoi vor anderen asiatischen Grossstädten auszeichnet, es sehens- und bewundernswert macht, ist der Zauber seiner in vielen Teilen noch intakten Altstadt. Auf schmalstem Grundriss stehen zwei- bis fünfstöckige Wohnhäuser eng aneinander gebaut, eigentliche Nadelhäuser, deren die Balkonfassaden kaum breiter als drei Meter und nicht selten von uralten tropischen Gewächsen umschlungen sind. Die Äste ranken sich an den verwitterten Gesimsen hoch, umarmen die zerbröckelten Ornamente und beleben mit ihrem frischen Grün den ergrauten Putz. Das in Endlosschlaufen drehende Verkehrskarussell nimmt man gelassen hin, weil ausnahmslos alle mitbeteiligt sind und der Motorroller zudem die einzige funktionsfähige Transport- und Bewegungsmöglichkeit ist. Ungeachtet der Eile, von der alle ergriffen sind, begegnet uns ein ausnahmslos freundlicher Menschenschlag, stets lächelnd, auch wenn es nicht den Hauch einer Chance gibt uns etwas zu verkaufen. Zu Fuss und mit der Velo-Rikscha legen wir Kilometer zurück, vom zentralen Schildkrötensee, dem Erholungsraum der Stadtbewohner, bis zum Mausoleumspark Ho Chi Min, und wenn uns der Stadtlärm zu viel wird, flüchten wir auf die Terrasse eines französischen Cafés für eine Tasse Grand Crème.

CAT BA 24/11 - 28/11/15

*Cat Ba* ist eine zerklüftete Insel vor dem Mündungsdelta des roten Flusses, der bei Haiphong die Küstenlinie bestimmt. Inmitten von Hunderten von

Miniatur-Inseln, dem *Lan Ha-Archipel*, öffnet sich dem staunenden Auge eine Landschaft von bizarrer Schönheit. Kalkfelsen, überwuchert mit tropischen Gewächsen, ragen aus dem Wasser, meist senkrecht emporsteigend, um in der Höhe in einem gerundeten oder spitzen Hut zu enden. Im Laufe der Zeit hat sich die Brandung tief in den Kalk eingefressen. Dadurch ist eine breite Kerbe, dicht über der Wasseroberfläche entstanden, die die bewachsenen Giganten eng umgürtet. Unvermittelt taucht man ein in den märchenhaften Zauber chinesischer Exotik, erinnert sich an schwarze Tusch- und delftblaue Vasenmalereien mit Darstellungen von Eremiten vor einsamen Klausen, dünnbärtigen und glatzköpfigen Weisen, die über den Texten Konfuzius meditieren oder sich in die Lehren Buddhas versenken. Es ist das Unvergängliche dieses Naturwunders, das die Gedanken in vergangene Epochen zurückführt und uns mit feuchtheissen Atem willkommen heisst.

*Cat Ba*, einst ein Fischerdorf, wartet mit den üblichen Zumutungen des touristischen Hokusfokus auf, ist als Ausgangspunkt für Exkursionen jedoch die einzige Adresse, da es über Hotels, Restaurants, Einkaufsläden und Fahrzeugvermietungen verfügt. Mit dem Yamaha-Roller, dem Allrounder jeder vietnamesischen Familie, machen wir uns auf den Weg, erst zu den südöstlich gelegenen Küstenabschnitten, später zum Naturpark in Inselmitte. Nachdem der Obolus für die Parkverwaltung bezahlt, die Hürden der Limonadenverkäuferinnen genommen und eine fröhliche Reisegruppe in Flipflops an uns vorbeigezogen ist, tauchen wir ein in das allmählich stiller werdende Dickicht aus schlanken Stämmen, wo dichtes Blätterdach den Dschungel in dämmriges Licht taucht. Der Weg zum *Ngũ Lam Peak* ist mit einem glitschigen Blätterteppich belegt. Ein steiler Anstieg steht bevor, über scharfkantige Karstblöcke, an denen die Hände jedoch sicheren Halt finden. Vereinzelt sind Warnrufe von Vögeln zu hören, doch die glücklichen Wanderer von zuvor halten die Fauna von uns ab. Wie in einem Waldlehrpfad sind einzelne Bäume beschildert, unter anderen auch die Spezies *Bischofia Javanis Blume*. Die sorgfältig klassifizierten Gewächse mit ihren klingenden Namen verstehe ich als Zeugnis für den Drang des Forschers, sich Unbekanntes anzueignen und es ins Gehege des Vertrauten einzuschliessen. Der Botaniker, welcher einst ein Blatt der hochgewachsenen *Bischofia* in sein Herbarium einfügte und mit dem Namen „Blume“ versah, hat es womöglich „seiner Gnaden Bischof Blume“ zu Ehre getan. So reime ich es mir in meiner Vorstellung zusammen, während Schweissperlen mir die Stirne benetzen und ich die schwarz gewandeten Jesuiten vor mir sehe, - auch sie schwitzend - die als erste Europäer in die umkämpfte südlichste Provinz Chinas einreisten. In jenen Landstrich, den die Franzosen später *Tonkin* nannten, abgeleitet aus einer ähnlich klingenden chinesischen Bezeichnung, und die sich fortan nebst dem Botanisieren der weit folgenreicheren Passion der Seelenrettung armer Heiden hingaben.

Vom *Ngũ Lam Peak* aus öffnet sich ein beeindruckendes Panorama, das einen weit über Schluchten und schroff abfallende Felsen blicken lässt. Bis tief ins

verdämmernde Blau bedeckt ein grüner Pflanzenteppich die mächtigen Kalkblöcke. Ein undurchdringlicher Dschungel, eine grüne Hölle, in der jedes Gewächs, und sei es noch so klein, dem Licht entgegen strebt. Die einen gedeihen besser im feuchten Grund, wo Mücken aus den Tümpeln schwirren, die anderen ranken sich der Sonne entgegen und tragen die Last der Schlinggewächse, die ihre Wirte am Ende zur Erde nieder reissen. Wie Spinnweben hängt das Geäst der Kletterpflanzen in den Bäumen, eine paradiesische Welt für fliegende Eichhörnchen, Languren, Makaken, seltene Vogelarten und Schmetterlinge.

In der Tiefe des Talgrundes liegen die Wirtschaftsgebäude der Parkverwaltung. Hell leuchten die roten Dächer aus dem Grün, die weiss gestrichenen Fassaden blenden das Auge. Nichts könnte fremder sein als dieser verlorene Aussenposten menschlicher Neugierde. Strenge Geometrie gegen wild wuchernde Natur.

Die Morgendämmerung beginnt auf dem 21. Breitengrad kurz nach fünf Uhr und Abends um sechs ist es schon wieder dunkel. Bei aufgehender Sonne verlassen wir am nächsten Tag das Hotel und tuckern auf einer kleinen Barke aus dem Hafen. Er ist mit unzähligen Hausbooten dicht belegt. Rundum knattern die Schiffsdiesel, es herrscht Hochbetrieb zu dieser frühen Stunde. An der Ruderpinne kauert unser vietnamesische Steueremann. Er wird uns durch die Inselwelt *Lan Ha* führen und stets zur Eile antreiben. Mit aufgeregter Stimme schreit er Befehle ins Telefon, immer den Kurs im Auge, uns freundlich zulächelnd und zum Fotografieren animierend. Mit Gesten deutet er die Reiseziele an: Schwimmen, Hunger, Essen, Schlafen, Affeninsel - ok? An der Ostseite von *Cat Ba* legen wir zum ersten Mal an, kriegen ein altes Fahrrad ausgehändigt und erreichen nach 20 Minuten das hübsche Dorf *Viet Hai*, das am Rande einer kultivierten Talebene sich der Strasse entlang ausbreitet. Niedrige Häuser unterschiedlicher Bauart, darunter ein vom Neubaufieber verschontes Holzhaus in traditionellem Stil. Gemüsegärten, ein pompöses Gemeindehaus im üblichen Stil vietnamesischen Parteiklassizismus - alles ordentlich sauber gehalten und klug darauf angelegt, mögliche Überflutungen durch ein Grabensystem zu verhindern. Wir trinken Tee, beginnen uns zu langweilen und schlagen den Weg in den Urwald Richtung *Ngu Lam Peak* ein. Bald drängen Zeitplan und Vernunft uns jedoch zur Umkehr.

Überwältigend schön sind die Eindrücke der weiteren Bootsfahrt durch ein Labyrinth von mächtigen Kalkfelsen, die, wenn nicht vollständig von Grün überwachsen, auf ihren grauen Häuptern und Rücken eine wild wuchernde Pflanzenwelt tragen. Aus unzähligen Spalten, Nischen und Kluften spriessen Büsche und Sträucher und im brüchigem Fels klammern sich verwitterte, knorrige Stämmchen fest, umschlungen von Lianen, die sich als Girlanden um die Schriftzeichen dieser urtümlichen Gemeinschaft legen.

So zahlreich die Felsen und Buchten, so dicht folgt nun ein schwimmendes Fischerdorf dem andern. Auf grossflächig angelegten Bambuskonstruktionen stehen niedliche kleine Wohnhäuser oder vielmehr Schuppen, bunt gestrichen

und mit einfachem Blechdach gedeckt. Wäsche hängt zum Trocknen an der Leine, der vietnamesische rote Banner mit dem goldenen Stern flattert am schlanken Mast. Einzelne Hunde sitzen reglos wie Statuen in den Umfriedungen. Blaue Tonnen und weisse Schaumstoff-Blöcke tragen nicht nur den Wohnbereich, sie halten auch filigrane Netz- und Bambusgeflechte, die als schwimmende Aquarien dienen. An beweglichen Mastbäumen hängen grossflächige Netze. Sie blähen sich im Wind oder senken sich ins Wasser, um dort Futter für die gefangenen, sich im Kreis drehenden Speisefische zu sammeln. Kleine Ruderbarken schaukeln am Anleger, grössere knattern vorbei, beladen mit Netzen, Kisten, Tonnen oder Fahrgästen.

Vor dem *Monkey Island* drängen sich die Ausflugsboote, am Strand liegen junge Touristen. Der Sand ist fein, das ruhige Meer lädt zum Schwimmen ein und die Affen spähen aus dem Dickicht, in Erwartung milder Gaben.

SIN HO 1/12/15

Inzwischen sind wir in *Sin Ho*, im westlichen Hochland Nordvietnams angelangt. Nur wenige Kilometer trennen uns von der südchinesischen Grenze. Von Nebeln durchzogen, Nebeln wie in alten chinesischen Rollbildern, die als Leerstellen den Raum gliedern und ihn mit stiller Melancholie erfüllen. Es ist kühl und feucht, die Strassen sind aufgeweicht, wie nach einem langen Winter in den Voralpen, der erst noch zögert, bevor er dem Frühling weicht. Wir sind in einem protzigen Dreistern-Hotel untergekommen. Parteikader-Ästhetik, angejahrter Neosozialismus-Barock. Im Detail: Hellblauer Anstrich mit gelben und roten Akzenten, umlaufende Balkone mit massivem Chromstahl-Geländer, dunkel getönte Fenster, breite Treppen, ionische Säulen. Im Zimmer nimmt ein Himmelbett mit wahlweise rotem Schimmerlicht oder kalter Neonröhre viel Platz ein. Zartblauer Tüll, dem Hochzeitskleid einer chinesischen Prinzessin nachempfunden, weisse Bordüren und Rüschen, die an die Fangarme einer Seeanemone erinnern. Am Fenster schwere, mattgoldene Gardinen.

Am nächsten Morgen folgt die Ernüchterung: das Wasser der Morgendusche strömt frei über den Fussboden, direkt aus dem Ablauf der Badewanne. Zum Frühstück wird uns enttäuschend Kärgliches serviert, während für eine Ärzte-Equipe aus Hanoi im Speisesaal fürstlich aufgetischt wird. Wir schauen neidisch vom Nebenraum aus zu und wundern uns über die Separierung. Aber schliesslich wurden wir hier nicht als Staatsgäste empfangen, sondern als Touristen, die mit dem Lokalbus, zusammen mit dem gemeinen Volk eintrafen.

Zwei Tage und drei Nächte verbringen wir in diesem Dorf abseits des touristischen Mainstreams. Wir schlendern durch belebte Strassen, verbringen Stunden im betriebsamen, überdeckten Markt, sehen den bemitleidenswerten Zustand des Fussballplatzes, die verlassene Promenade an einem stehenden Gewässer und registrieren die Geschäftigkeit auf Baustellen und in Handwerksbuden. Da wir die einzigen Fremden im Ort sind, grüsst man uns

regelmässig, Kinder häufiger und Jugendliche mit lautem *Hello*. Hin und wieder enthüllt der Nebel die Landschaft, gibt den Blick frei auf die steil ansteigenden, weich gerundeten Hänge. Terrassierte, abgeerntete Reisfelder breiten sich in den Talsenken aus, bilden kurvig verlaufende Treppen bis zum steilen, dicht bewaldeten Anstieg. Schmale Wege führen zu einfachen Behausungen. Argwöhnische Hunde, erschreckte Hühner, magere Enten und schwarzborstige Hängebauschweine, dazwischen lächelnde, freundliche Bewohner vor lehmverputzten Mauern. Die auffälligen Holzhäuser mit ihren charakteristischen Thai-Dächern sind oft blechbedeckt, nur vereinzelt noch mit traditionellen Schieferplatten. Im Zentrum finden wir Resten ehemaliger Kolonialarchitektur, eine aussterbende Gattung - leider. Der grosse Markt mit seinem Menschengewühl, die Farben, die fischigen Gerüche, das Dämmerlicht unter den Stoffplanen und eingestreut die kleinwüchsige Landbevölkerung in ihren wunderlichen Kleidern. Viel Farbe auf mattem glänzendem Schwarz. Leuchtend rote Wickeltücher um die Häupter geschlungen. Schwarze Bänder zu einer Art Turban gedreht. Die einen tragen ihn nach oben zugespitzt, andere flach in die Breite geschlungen. Dunkle wettergegerbte Gesichter. Darin unterscheiden sie sich von den Stadtbewohnerinnen, die viel Aufwand für ihre kränklich-blasser Gesichtsfarbe treiben, auch dann die vor dem Sonnenlicht schützende Staubmaske nicht abnehmen, wenn sie längst vom Motorroller gestiegen sind. Mit Aufmerksamkeit beobachten uns die Marktfahrerinnen, bieten Dinge an, deren kulinarischer Nutzen uns verborgen bleibt, sie wägen ab, zählen nach, streichen die Geldscheine glatt - alles mit gemessenen Bewegungen. Oder sie sitzen mit viel Selbstbewusstsein in kleinen Gruppen zusammen beim Tee oder Imbiss, plaudernd und lachend.

Am nächsten Tag klart der Himmel auf, es wird warm und die Nebel ziehen sich zurück. Wir wandern der Landstrasse entlang, kommen an ärmlichen Behausungen vorbei, wo sich die motorisierte Gegenwart mit den alten Traditionen mischt. Wir tauschen Grüsse aus und verfallen in nachdenkliches Schweigen darüber, wie die Welt so anders sein kann als sie uns in unserem gewohnten, durchorganisierten Alltag begegnet.

SON LA - NINH BIN 3/12/15

Wir haben wieder Dutzende von Kilometern abgespult. Entlang mäandernder Flussläufe, die grün und braun sich durch die Wildnis schlängeln, von Reisterrassen gesäumt, von Siedlungen umgeben. Schmalen Passstrassen sind wir gefolgt, beglückt von der Vielfalt und Schönheit der Landschaft. Wir sahen Wohnhäuser aus Holz und Bambus, auf Pfählen ruhend, geschützt vor den zerstörerischen Regenfluten. Wasserbüffel tummelten sich in den abgeernteten Reisfeldern, andere kreuzten als Herde gemächlich über die Strasse, unbeirrt in ihrem langsamen Trott. Wir sahen frisch in die Hänge geschnittene Strassen, die lehmige meterdicke Erde, den aufgebrochenen gelben und roten Ocker,

gezeichnet von den Zähnen der Bagger. Arbeiterinnen mit Spitzhacken und Schaufeln schufteten im Morast. Wir blickten auf Stauseen, sahen im Geist die ertränkte Kleinstadt *Lao Chai*, die Dörfer, die Weiler, tief unten auf dem Grund.

Drei Fahrer wurden auf der Strecke verbraucht, in halsbrecherischem Tempo haben sie den Kleinbus durch die Dörfer gejagt, sagten der Gemütlichkeit den Kampf an für die Länge ihrer jubilierenden Hornklänge.

Am nächsten Tag fahren wir mit acht Ziegen im Lokalbus nach *Ninh Binh*. Es ist die letzte Fahrt für die Tiere im dunkeln Laderaum. Gemischter Transport mit ein paar Reisenden, mit Hühnern, Getreidesäcken, Kisten, Schachteln. Nur kurz wird angehalten, Passagiere steigen ein und aus, Waren werden entgegen genommen oder abgeliefert und wir schaukeln mit als stille Teilnehmer dieses archaischen Postbetriebs. So wird die Anstrengung der neunstündigen Reise durch die unvergesslichen Eindrücke mehr als wett gemacht.

NINH BINH 3/12/15

Eine Fahrt mit dem Ruderboot durch die Höhlen und Grotten von *Trang An*, mitten in einer pittoresken Landschaft gelegen, mit kleinen Seen und senkrecht in die Höhe steigenden Kalkfelsen. Am Ruder eine junge Frau, die die dreistündige Strecke ohne sichtbare Anstrengung meistert. Statt nur mit den Händen die Ruder zu bewegen, scheut sie sich nicht das Boot auch mit beiden Füßen zu rudern. Und sie tut es mit bewundernswertem Geschick - selbst durch die engsten Passagen. Rund um uns erheben sich die üppig bewachsenen, grauweißen Wände. Am Fusse der Felsen breitet sich ein Gürtel aus Seerosen, Schilf und Bambus aus, dahinter wachsen Palmen und Bananenaustauden. Die Eingänge zu den höhlenartigen Passagen zeigen sich erst im letzten Augenblick. Dann gleitet das Boot lautlos durch die finsternen Gänge, alle Insassen auf der Hut vor den bis zum Wasser herab hängenden Tropfsteinen. Gelegentlich wird die Durchfahrt so schmal, dass wir uns auf den Schiffsboden ducken müssen. Nach langen Minuten kündigt Tageslicht das Ende des Labyrinths an. Das kleine Boot legt bei einem Tempel an. Im dämmrigen Raum glüht Räucherwerk vor goldglänzenden Statuen. Alltägliche Dinge liegen als Opfergaben auf dem Altar. Früchte, Tee, Zigaretten, Geldscheine - kurz, was es so braucht, um die Ahnen im Totenreich nicht darben zu lassen. Ein Weg führt über Brücken und Treppen, hinauf zu einem Ausblick, der das Wasser, die Berge, die im Grün verborgenen Kultstätten wie in einer Modellansicht erscheinen lässt. Käme noch der Nebel hinzu - die Vorlage für ein chinesisches Tuschbild wäre perfekt. Am Ende des Rundgangs werden wir den Eindruck nicht los, dass wir uns in der Kunstwelt eines Chinagartens befinden. Die Steuerfrau ist Teil des Programms, zur Unterhaltung der Besucher geschaffen, die von Frühling bis Herbst in Hunderten von Ruderschiffen auf einer Linie durch das Fahrwasser steuern.

Eine Ansichtskarte im Kiosk macht es deutlich: In langen Reihen fahren die Schiffchen durch Teiche und Grotten, durch den kontrolliert gefluteten Touristenpark. Wir kamen früh am Morgen, bestiegen das erste Boot. So blieb lange verborgen, dass wir uns in einem der künstlichen Paradiese Vietnams befanden.

Am nächsten Tag fahren wir auf einem klapprigen Moped nach *Phat Diem*, zur verrücktesten Kathedrale, die uns je vor Augen gekommen ist. Auf einem weiträumigen Gelände steht eine fünfschiffige Basilika mit sieben Türmen - eine Mischung aus gotischer Kirche, buddhistischer Pagode und chinesischem Tempel in französischem und vietnamesisch-chinesischem Baustil. Die gesamte Anlage - 1892 eingeweiht - weist deutliche Einflüsse kaiserlicher Palastarchitektur auf. Wie diese, wird sie von einer Mauer umschlossen, verfügt über ein zentrales Wasserbecken und auf einer Insel stehend - hier nun ganz europäisch - breitet eine kolossale Christusstatue ihre Arme zum Segensgestus aus. Teich, Mauerring, Eingangstore und die an den Ecken hoch gezogenen Dachformen wiederum bilden Kernelemente chinesischer Architektur.

Die Vorhalle mit drei Fassadentürmen über fünf Portalen und der vorgelagerte zentrale Glockenturm, umgeben von vier kleineren Türmen, bestehen alle aus hellem Granit. Das hölzerne Langhaus mit gestuftem Ziegeldach zeigt im Innern Elemente europäischer sakraler Innenausstattung und verwendet nur zurückhaltend Teile chinesischer Tempelarchitektur: einzelne rot lackierte Säulen, die Konstruktion des Dachstuhls mit feinen Schnitzarbeiten aus Eisenholz, die Drachenelemente, Einhörner und Schildkröten darstellen. Hinter dem Altar, im dämmrigen Innenraum, umrahmen mehr als dreissig goldgefasste Portraits von Missionaren in sechs Reihen die Jungfrau mit dem Kind. Ihre Statue steht in der zentralen Nische. Über ihr schwebt die Taube des heiligen Geistes und der reichlich verwendete Goldschmuck gelangt in den geflügelten Engelsköpfen zu einem überschwänglichen Höhepunkt. Das Hauptschiff mit den vier Seitenschiffen (64m x 18m) bietet Platz für Hunderte von Gläubigen, die in dieser Gegend vor dem Krieg ansässig waren. Vermutlich liessen sich die zweigeschossigen Längsseiten für die Luftzirkulation in den Sommermonaten jeweils öffnen.

Die Portalfront wird von drei doppelten Pagodendächern überragt. Reliefs mit floralen Motiven und Figuren des heiligen Rochus, Petrus und Joseph schmücken den Eingangsbereich. Ein kleiner Hof mit dem Grab des Stifters und Priesters *Tran Lạc* (oder *Père Six*) erstreckt sich zwischen Glockenturm und Eingangshalle. Der frei stehende Glockenturm - er erstreckt sich ebenfalls über fünf Achsen - enthält neben der buddhistischen Glocke eine grosse Trommel. Der Hauptturm ist von vier kleineren Türmen umgeben, auch sie mit geschwungenen Doppeldächern versehen. Der zentrale Turm trägt als unübersehbares Zeichen seiner Bestimmung ein christliches Kreuz. Die niedrigeren Türme dagegen schliessen mit Lotosblumen ab und tragen

sitzende und stehende Figuren. Unter den Gewölben im luftigen Innern des steinernen Vorbaus sassen die Mandarine - die höchsten politischen Würdenträger - auf ihren mit Teppichen bedeckten, steinernen Sockeln. Von dort konnten sie die Untertanen beim Eintritt in die Kirche beobachten und dem fremdartigen Spektakel der katholischen Liturgie zusehen. Fünf kleinere Kapellen in ähnlicher Bauweise, mit ebenso zierlichem Schnitzwerk und Steinschmuck, sind um Kirche und Vorbau angeordnet. Sie übertreffen bezüglich Feinheit und Zierlichkeit der Schnitzarbeit die Innenraumgestaltung der Kathedrale.

Bei unserer Ankunft um zwölf Uhr bespielt der Küster, scheinbar frei improvisierend, mit schwerem Holzschwengel die grosse buddhistische Bronzeglocke. Nieselregen ergiesst sich über die Dächer der verlassen Gebäude, während wir unsere Neugierde stillen und unter Vordächern und Portiken Schutz vor der Nässe suchen. Die Kapellen sind verschlossen, doch durch kleine Fensteröffnungen können wir ins Innere spähen, in eine erloschene Welt des Glaubens und in die Wirklichkeit gewordene Vision eines Priesters, dem es gelang, die verschiedensten Kulturen und Einflüsse miteinander zu verbinden und zu versöhnen.

HUE 5/12/15

Die Kaisergräber. Sie liegen ausserhalb der Stadt, irgendwo verborgen im Labyrinth der Strassen. Dank einer Panne an unserem Scooter lernten wir unseren «Gratis-Führer» kennen. Sein einziger Wunsch: in seinem Haus mit ihm Tee zu trinken. Wir nahmen seine Hilfe dankbar an und erkannten, dass wir ohne seine Ortskenntnisse die Kaisergräber wohl kaum je gefunden hätten. Deshalb sollte man nicht kleinlich sein und wir waren auch bereit ihm am Ende der Tour eine angemessene Summe zu geben, die - leider - seinen Erwartungen nicht im geringsten entsprochen hat. Seine Enttäuschung war ihm vom Gesicht abzulesen, von Dankbarkeit keine Spur. Um weitere Erfahrungen dieser Art zu vermeiden, besorgten wir uns anschliessend einen vietnamesischen Telefonchip und steuern nun weitere Ziele mit Hilfe von Google Map an.

Während die Grabstätte von *Khai Din* sich einer eigenwilligen, von der Tradition deutlich abweichenden Architektursprache bedient - Stahlbetonkonstruktion mit schwülstigen Schmuckelementen, erst 1931 vollendet - ist die majestätische Grabanlage von *Minh Mang* des späten 19. Jahrhunderts ein klassisches Beispiel für den konfuzianisch geprägten Stil. Er war auch für das kaiserliche China bestimmend und wurde von den vietnamesischen Herrschern als Vorbild übernommen. Beeindruckend ist die perfekte Symmetrie der Gebäude und Gärten, angeordnet in einer langen Folge von Treppen, Portalen und Plätzen, immer mit der Zahl Drei verbunden und eingebettet in die Geometrie einer domestizierten, miniaturisierten Natur. Beim Durchschreiten des mittleren Tors, die rot lackierten Säulen mit der Hand berührend und den



Blick auf den künstlich angelegten *See der makellosen Klarheit* gerichtet, erwacht eine Ahnung für die Abgehobenheit dieser Kaiserdynastien. Wie die blassroten Blüten sich über den Tellern der Lotusblätter öffnen, so sollten Harmonie und Ruhe die Nachgeborenen beim Gang zum Tempel des Kaisers begleiten. So eingestimmt, müsste man vor dem Altar des himmlischen Herrschers ehrfürchtig seiner Glorie gedenken. Den skeptischen Besucher hindert jedoch das Wissen über die Anmassung und Dekadenz dieser dem Untergang geweihten Herrscherklasse, vor dem Schöpfer dieses prächtigen Universums auf die Knie zu fallen. Der Sohn des Kaisers, der kleinwüchsige *Tu Duc* mit dem zu gross geratenen Ego (104 Gemahlinnen, unzählige Konkubinen), dessen in der Grösse noch gesteigerte Grabanlage wir am nächsten Tag besuchen - er war nicht der erste, der sein Land und Volk gegen den Erhalt der Privilegien des Hofstaates an die französischen Kolonialherren verriet und verkaufte.

HOI AN 8/12/15

Wir bewegen uns durch eine Altstadt, die als Filmkulisse einen stimmigen Hintergrund für den *Liebhaber* Marguerite Duras abgäbe. *Hoi An*, seit Jahrhunderten von Seefahrern aus allen Ländern angesteuert, vermittelt wie kaum eine andere vietnamesische Kleinstadt einen Eindruck davon, wie die Strassen und Gebäude einer einstigen Handelsmetropole damals ausgesehen haben. Wäre da nicht die endlose Zeile der Souvenirshops, Kleiderboutiquen, Bars und Restaurants, man glaubte sich im *Hoi An* früherer Zeiten zu bewegen. Zu Beginn der französischen Kolonialherrschaft noch einer der grösseren Häfen des Landes, wurde das Städtchen vom nahen Da Nang überholt, stieg zum unbedeutenden Flecken ab, wobei das feuchtheisse Klima dazu beitrug seinen Verfall zu beschleunigen. Um die Jahrtausendwende änderte sich dann alles. Vom einsetzenden Tourismus wachgeküsst, entwickelte sich die Perle am *Thu-Bon* in kurzer Zeit zu einer der meist besuchten Destinationen Vietnams. Bei uns hinterlässt dieses Freiluftmuseum einen eher zwiespältigen Eindruck.

Am späten Nachmittag lassen wir uns in die gepolsterten Sessel einer stilvoll eingerichteten Bar fallen. Von süssen Klängen beschallt, beobachten wir die vorbei ziehende Karawane bummelnder Touristen. Sie tun das gleiche wie wir: mit freundlichem Lächeln die Lockangebote der Händlerinnen zurückweisen, die putzigen Fassaden bestaunen, den Reiseführer zu Rate ziehen, aus den Augenwinkeln die Auslagen der Läden mustern oder sich im Zeitlupentempo mit der Rikscha durch die Gasse pedalen lassen. Zu den Drinks der Happy hour beobachten wir die Umgebung, peinlich berührt selbst Statist in diesem Theater zu sein. Eine Gruppe Japaner, eingehüllt in dünne, pastellfarbene Pelerinen verschwindet hinter den rot lackierten Säulen eines Tempels. Der Duft von Räucherstäbchen hängt in der Luft, aus unsichtbaren Lautsprechern säuselt Flötenmusik. Das Hochamt des Kapitalismus steuert auf seinen Höhepunkt zu. Wer hier nicht auf die Knie fällt, wird nirgends zu höheren Weihen gelangen.

Am nächsten Tag kehren wir dem heiligen Rummelplatz des Konsums den Rücken zu und fahren mit dem Velo zur nahen Lagune und dem Strand von *Cua-Dai*. Schmale Brücken führen über die Seitenarme des *Thu-Bon*, der die Reisfelder benetzt und auf dem Fischerboote jeglicher Grösse Schutz vor dem unruhigen Meer suchen. Mit Hilfe von Google Map steuern wir ein Dorf an, das unberührt vom Tourismus seinen gewöhnlichen Alltag lebt, frei von der aufgeblasenen Staffage des Hauptortes. In einer kleinen Bude richtet ein Moped-Mechaniker Evas Fahrradsattel - unentgeltlich, was er und die Umstehenden mit Kopfnicken als Selbstverständlichkeit quittieren. In einem versteckt gelegenen Restaurant essen wir zu Mittag. Die grillierten Muscheln und Fische - eingewickelt in Reispapier - schmecken köstlich. Wir sind die einzigen Gäste. Die Wirtin pausiert vor dem Fernseher, wir sitzen auf kleinen Plastikstühlen, dem üblichen Mobiliar der Strassenküchen und schauen dem Treiben auf der Lagune zu. Geflochtene korbformige Rundboote treiben auf dem Wasser, von einem einzigen Ruder bewegt. Dass sich diese kleinen „Inseln“ der Fischer - ganz ohne Kiel gebaut - nicht im Kreis drehen, ist der spezielle Rudertechnik geschuldet, die ein wenig jener der venezianischen Gondoliere gleicht. Mit dem Unterschied, dass das Ruder vorne, in Fahrtrichtung bewegt wird. Später, am leergefegten Sandstrand, der rauen Meerseite zugewandt, legen wir uns in zwei verwaiste Holzliegen eines nahen Resorts. Nicht ohne zuvor einer aufgeweckten Händlerin eine Kleinigkeit abgekauft zu haben.

In der Dämmerung überqueren wir einen Flussarm und beobachten den Abendverkehr. «Vandskendai Gareil» plärrt es aus dem Lautsprecher eines fahrenden Händlers, der im Schneckentempo an uns vorüber rollt. Im Viertelstunden-Takt tuckern die Abendfähren vorbei. Kleine Kähne, beladen mit den Heimkehrern, inmitten ihrer eng gestaffelten Mopeds. Sie fahren zu ihren Dörfern, die entlang der vielen Seitenarme des Flusses und der Lagunen liegen. Schiffe im Dunkeln der Nacht, mit ihrer schweigenden Fracht.

NHA TRANG 11/12/15

*Nha Trang* ist ein Exempel dafür wie Vietnam von seiner ungebremsten wirtschaftlichen Entwicklung erwürgt und aller ursprünglichen Reize beraubt wird. Die tonangebende Elite, in ihrer Geldgier und ihrem Grössenwahn, ist eifrigst bemüht den einst an einem weissen Sandstrand, in einer traumhaften Bucht gelegenen Ort in eine gigantische Geldmaschine zu verwandeln. Dutzende von protzigen Hotelkästen, umgeben von riesigen Baugruben für künftige Wohntürme, prägen das Bild dieser Küstenstadt. Vom Meer durch die mehrspurige, dicht befahrene Küstenstrasse getrennt und übersät mit architektonischen Verirrungen, so präsentiert sich uns das - laut Reiseführer - «sehenswerte» *Nha Trang*. Das gleichförmige und stilllose Angebot für russische und asiatische

Touristen, die sich allen Widrigkeiten zum Trotz am Strand tummeln, vervollständigt den Eindruck einer entgleisten Stadtentwicklung. Wir bleiben für eine Nacht in einem kleinen Hotel, um uns im Garten von der Nachtfahrt auf den harten Liegen im Zug zu erholen. Am nächsten Tag führt uns ein Bus nach *Da Lat*.

DA LAT 15/12/15

*Da Lat* liegt in einer Hügellandschaft mit ausgeprägtem Agrarcharakter. Kaffeeplantagen, Treibhäuser für Gemüse und Blumen, und gegen die Erosion schützt der in Reih und Glied stehende Föhrenwald. Keine Wildnis weit und breit. Im Zentrum der Stadt das übliche Verkehrsgewimmel, parkende Mopeds auf verbarrikadierten Trottoirs und die um Luft ringenden Nadelhäuser.

Am folgenden Tag machen wir uns mit einem ortskundigen Guide auf den Weg, angekündigt als Tagestour, die uns in die weitere Umgebung führt. Zu Beginn etwas Lokalgeschichte in Vietnam-Englisch, ein Dialekt mit häufigen Auslassungen und verschluckten Konsonanten. Die französischen Kolonialherren haben sich jeweils von den Strapazen der Saigoner Hitze in die kühleren Hügel von *Da Lat* geflüchtet. Es entstand ein bemerkenswertes Villenquartier, dem der einstige importierte Luxus den gegenwärtigen nostalgischen Charme verleiht.

Überrascht betrachten wir den Bahnhof. Eine ungewohnte Mischung aus wuchtig geratener Kolonialarchitektur mit elsässischen Spitzgiebeln und Art-Deco Schmuck. Bis zum ersten Indochinakrieg verband eine Bahnlinie den Höhenkurort *Da Lat* mit *Saigon*. Die Verbindung wurde nach den beiden Kriegen nicht wieder hergestellt und heute dient der Bahnhof als Eisenbahnmuseum und gibt ein beliebtes touristisches Fotosujet ab.

Unser Sonntagsausflug führt zu verschiedenen Wasserfällen in nicht ganz unberührter Natur, wir erleben die Produktion von Seidentüchern auf einfachen Webstühlen, vorgeführt von einheimischen Weberinnen in traditioneller Kleidung, die selbst nebst anderen Ethno-Textilien auch gleich angeboten wird. Die Seidenherstellung aus den Raupen des Maulbeerbaums ist das nächste Ziel, ich degustiere ein geröstetes Exemplar ohne gleich zu erbrechen und gegen Abend schliessen wir die Tour ab mit dem Besuch einer Kaffeeplantage. Dort serviert man uns eine Tasse «Wieselkaffee», der als ultimativer Hipe auch in *Da Lats* Touristenshops angeboten wird. Die heutigen Käfig-Wiesel fressen das Fruchtfleisch der Kaffeebohnen, scheissen den Kern aus und dieser wird am Ende geröstet. Einst ein Verfahren, das die Einheimischen mit Gratiskaffee aus den Plantagen belieferte, indem sie den Kot der frei lebenden Tierchen sammelten, die für sie ungestraft in der Umgebung räuberten. Heute eine Spezialität, eng verbunden mit den exotischen Essgewohnheiten dieses Landes, das man aus unserer Sicht als äusserst experi-

mentierfreudig bezeichnen darf. Gebratene Schlangen, Frösche, Schildkröten, Hunde usw. haben wir weggelassen.

#### CAT TIEN NATIONALPARK 15/12/15

Wir sitzen auf der Terrasse unserer Bambushütte gleich am Ufer des braunen *Song Dong Nai*. Gegenüber liegt das Naturreservat für das wir *Cat Tien* angesteuert haben. In Sichtweite legt das Fährboot an, das uns bald ans andere Ufer bringen wird. Wir geniessen ein Stück Einsamkeit und Ruhe, nur von exotischen Vogelstimmen und dem durchdringenden Geräusch der hiesigen Zikaden unterbrochen. Eine kaum zu lokalisierende, gleichmässig schwingende Frequenz, dem Heulton einer Sirene ähnlich, Tinnitus eines Urwaldgottes. Die marode Infrastruktur des staatlichen Nationalparks wird am Zustand der Fahrräder ersichtlich, die wir uns am nächsten Tag für einen stattlichen Preis ausleihen. Nach einigen Kilometern über Schlaglöcher und durch Schlamm-pfuhlen verengt dich der Weg. Wir lassen unsere Rosthaufen stehen und schlagen uns durchs Unterholz, einer gut angelegten Fährte folgend. Dämmerlicht umfängt uns, Warnrufe scheuer Vögel hallen durch die Baumwipfel, die nur dort zu sehen sind, wo ein entwurzelter Urwaldriese mit seinem Sturz eine Lichtung ins Dickicht gebrochen hat. Grossblättrige Gewächse breiten sich dort aus, junge Palmtriebe recken sich dem Licht entgegen, rosa- und violett-farbene Blüten umranken die dünnen Äste des gefällten Riesen. In schwindelnder Höhe gibt sich ein grosser Vogel mit seltsam knarrenden Lauten zu erkennen, bevor er misstrauisch seinen langen spitzen Schnabel in unsere Richtung lenkt, dann die Schwingen öffnet und sachte abhebt.

Einer Wegmarke folgend, biegen wir in einen Seitenpfad ein. Ein Gewirr aus dicken Lianen mit gleichmässig spiralförmigen Schlaufen lässt uns für einen Augenblick zögern und in die Höhe schauen. Erst jetzt erkennen wir den Stamm eines gigantischen Baumes, der wie eine Wand den Weg versperrt. Seine Wurzeln gleichen den Tentakeln einer ungeheuerlichen Krake, die ihre Arme zwischen die schwarzen Lavasteine ins feuchte Erdreich bohrt. Wir starren in die Höhe, folgen dem Lauf der gefleckten Rinde. Eine uralte Drachenhaut bedeckt den Stamm, der erst weit über unseren Köpfen in einen runden Querschnitt mündet. Die Baumkrone entzieht sich unseren Blicken. Zu dicht drängt sich das Blätterdach der umliegenden jüngeren Geschwister an den Riesen, dessen Höhe sich nur erahnen lässt. Bedenkt man das Gewicht dieser seltenen Spezies und die Kräfte, die der Wind auf das weit ausgebreitete Laubdach ausübt, wird verständlich, weshalb die stützende Basis einen Umkreis von zwanzig bis dreissig Metern bedeckt. Bevor die Wurzeln in den Stamm übergehen, nehmen sie die Gestalt einer ansteigenden Mauer an, die sich in Windungen auf den Baum zu bewegt und sich erst weit über unseren Köpfen mit ihm vereint.

Wieder unterwegs stört mich ein Juckreiz am Bein. Vermutlich eine Ameise, die sich zuvor, als ich mich für ein Foto auf eine Wurzel setzte, in meine Hose

verirrte. Erst als ich den Blutfleck bemerke, erinnere ich mich an die Warnung vor Blutegehn. Auch an Evas Beinen sind sie hochgekrochen, tummeln sich wie kleine, schwarze Schnecken auf ihrer Haut. Zum Glück lassen sie sich leicht entfernen. Nach diesem Zwischenfall, ziehen wir die Strümpfe über die Hosen und beobachten nun die emsigen Tierchen beim aussichtslosen Hochklettern auf dem Stoff. Sie tun es nach Art der Raupen, indem sie sich strecken, den Vorderteil einhaken, den Rücken zu einem engen Bogen krümmen und das Hinterteil bis zum Kopf führen. Mit diesem Gang in Schlaufen bewegen sie sich rasch aufwärts.

Wenig später lichtet sich der Wald, wir erblicken den angekündigten See, der in keiner Weise zum Bade lädt, seiner Siamesischen Krokodile wegen, die eine beachtliche Grösse erreichen können. Wir beobachten wie sie, einem Stück Treibholz ähnlich, bewegungslos im Wasser liegen, sichtbar nur die Schnauze mit den heimtückisch lauernden Augen. Nach der Geschlossenheit des Waldes nun die Weite der bis zum Horizont reichenden, bewaldeten Hügelketten, das offen sich ausbreitende Grasland, welches den See umfasst. In der erhöht liegenden Beobachtungsstation gibt es vietnamesischen Kaffee. Das heisse Wasser wird durch einen reichlich mit Kaffeepulver gefüllten Metallfilter direkt auf der Tasse gebrüht und vermischt sich mit Kondensmilch. Sehr stark und sehr süss! Wir nehmen uns Zeit für eine längere Rast und kehren anschliessend zurück zur Bamboo-Lodge.

Noch sind wir den seltenen Affen und den Wildrindern - den Gaur - nicht begegnet und so dringen wir schon am nächsten Tag, auf wenig begangenen Wegen, erneut in den Wald ein. Mit behutsamen Schritten pirschen wir durchs Unterholz, die Rufe der Vögel als Zeichen ihrer Aufmerksamkeit wahrnehmend. Die Einsamkeit, die uns umgibt, die scheinbare Ferne der menschlichen Spezies und das Gefühl der Zeitlosigkeit, die uns mit den jahrhundertalten Baumwesen entgegentritt, macht uns für den Augenblick zu einer kleinen und wenig bedeutenden Art. Ein plötzliches Rascheln, von erschreckten Rufen unterbrochen, verrät in der Höhe eine Gruppe Javaneraffen oder Gelbwangenschopfgibbons. Wir bleiben unbeweglich stehen und erkennen ein älteres Exemplar mit gelblichem Fell und mehrere Jungtiere - dunkler gefärbt - die sich elegant durch die Äste schwingen. Sie weichen allmählich seitlich von unserem Weg ab, den Anschluss an das erwachsene Tier suchend. Das dichte Blätterdach verhindert eine weitere Beobachtung, doch die lockenden Rufe, gerichtet an die Jungtiere und das Rauschen in den Zweigen, welches die Sprünge begleitet, halten noch eine Weile an. Später gelangen wir zu den Stromschnellen des *Song Dong Nai*, auf «verbotenem» Pfad, wie uns ein rostendes Hinweisschild ermahnt, das nur jenen das Betreten dieser Stelle erlaubt, die beim Parkdirektor um eine Bewilligung ersuchten.

*Cat Tien* wurde 1978, drei Jahre nach Abzug der amerikanischen Truppen, die dort zur Entlaubung des Waldes das Herbizid *Agent Orange* einsetzten, unter Schutz gestellt und 1991 um einen dritten Teil erweitert. Viele bedrohte Tierarten leben im Gebiet dieses Tiefland-Regenwaldes, einige wie das seltene

Java Nashorn sind bereits ausgestorben. Wir konnten an diesem Tag verschiedene Vögel, wie die kleine Blauflügelpitta, einen Siamesischen Feuerücken, einen Buntspecht, einige Spitzhörnchen und eine Schlange sehen. Der Park wirkt etwas vernachlässigt, wie viele der vietnamesischen Staatsbetriebe auch und wird gegenwärtig durch illegale Aktivitäten der Anlieger sowie durch den Bau einer Wasserkraftanlage bedroht.

SAIGON 18/12/15

Architektur-Sightseeing aus dem Busfenster im Verkehr der Kleinstädte und Vororte des Grossraums von *Saigon*: Bauvorschriften, die das Erscheinungsbild eines Strassenzugs regeln, sind nicht zu erkennen. Wer dazu in der Lage ist, baut sich ein neues Haus nach eigenen Vorstellungen. Je grösser die Geldmittel, um so fragwürdiger das Resultat. Traditionelle Bauformen, ob asiatischen oder europäischen Ursprungs, werden wild durcheinander gemischt, Proportionen schamlos verkehrt und beim Gebäudeschmuck orientiert man sich an der Kunst des Tortenbäckers.

Auf der Suche nach einem Geldautomaten und um der Hitze für einen Augenblick zu entfliehen, betreten wir ein Saigoner Warenhaus. Parfümerie, Damen- und Herrenabteilung, Elektronik - nicht anders als bei Jelmoli oder Globus in Zürich. Dass es Kunst zu kaufen gibt, weckt unser Interesse und neugierig betrachten wir die Auslagen. Chinesisch-vietnamesische Malerei und Plastik, inspiriert an tradierten Themen und Motiven: Tiger und Drachen von Nippesgrösse bis zum XXL-Format, nebelverhangene Landschaften mit Felsen, Wasserfällen, knorrigen Bäumen und bärtigen Eremiten. Zitate aus dem Bildprogramm der Tempel und Pagoden, zur Dutzendware geworden, der einstigen Bedeutung beraubt, einzig dazu bestimmt, sich mit dem übrigen Haus- und Gartenschmuck recht nett zu vertragen. Mit der chinesischen mannshohen Porzellanamphore, dem Goldfischteich, dem Springbrunnen, der über Miniaturfelsen plätschert und nicht zuletzt mit den beliebten Singvögeln, die ungeachtet oder gerade wegen der Enge ihrer Behausung fleissig vor sich hin tremolieren.

Geschichten und Legenden braucht der Mensch. Sie spenden Sinn, verstärken das Zusammengehörigkeitsgefühl und bilden den Boden für das, was wir Heimat nennen. Ob der Stoff dazu aus China, dem streitbaren Nachbarn Vietnams kommt, oder ob neue Sinn- und Erinnerungsbilder für die eigenen Volkshelden geschaffen werden, wie am Beispiel der Allgegenwart Ho Chi Minh's erkennbar, spielt eine untergeordnete Rolle. Kulturell orientiert sich das Land an chinesischen Traditionen, politisch am Parteigründer Ho Chi Min. Sähe er die Amerikabegeisterung der jungen Generation, die die grosse Mehrheit hier bildet, er würde sich im Grab umdrehen.

Je mehr die konfuzianisch geprägte Kultur der Vergangenheit den Platz gepflegten Dekors einnimmt und je brutaler die Hektik des modernen, kapitalistischen Lebens den Rhythmus des Alltags bestimmt, um so deutlicher

gewinnen die farbenfrohen Tempel und Pagoden als äussere Zeichen kultureller Identität Beachtung. Sei es in der rosigen Gestalt des lachenden Buddhas, der die Sorgenlast Aller in seinem dicken Bauch unterbringt oder in den goldumrankten konfuzianischen Weisen, in deren Räucherduft vorwiegend ältere Menschen für ihr Seelenheil beten. Sie erscheinen allesamt als Platzhalter für die Sehnsucht nach einer Welt jenseits der Mühen und Lasten des Alltags.

Vom Saigoner Warenhaus, dem Ausgangspunkt dieser Abschweifungen, zur Chinatown, die bezüglich Grösse, Hektik und Lebendigkeit einen wohlthuenden Kontrast zum modernen Stadtbild Saigons bildet, das jenem vieler asiatischen Zentren gleicht. Am Rande der verkehrsüberfluteten Strassen stehen vom Alter gezeichnete chinesische Pagoden aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts. Einst von vermögenden chinesischen Händlern als Versammlungsraum für ihre Familien erbaut, sind sie bis heute als Orte der Andacht und Besinnung bei vielen chinesisch-stämmigen Saigonern beliebt. Wir schauen zu wie Räucherwerk in glockenartigen Spiralen verglüht, betrachten die Anordnung der Opfergaben auf den Altären, das brennende Papiergeld im bronzenen Behälter, die rituellen Handlungen der Betenden, das beschauliche und verblichene Pantheon legendärer Fürsten, in ihrem Schicksal wie in ihren Handlungen erstarrt, während zwei Drachen das bemooste Pagodendach vor dem Einsturz bewahren.

In Saigon kurven 6 Millionen Mopeds um die Wette! Würden sie in Chinatown durch Fahrräder ersetzt und könnten wir für einen Augenblick die Reklame- tafeln an den brüchigen Fassaden entfernen, wären wir im Saigon der 50-er Jahre. Insofern hat sich im Chinesenviertel nicht viel verändert. Die Handwerker-Buden stehen noch am selben Ort, die Händler aller denkbaren Waren sitzen hinter ihren Tabellen und rechnen, ihre Gehilfen wägen und verpacken das ausgebreitete Durcheinander auf dem Gehsteig, die schmalen Strassen, die Aromen der Suppenküchen, die Rufe der Marktfrauen sind alle noch die selben. Wie auch die Pagoden und Bettler, die Losverkäufer und Taschendiebe unverändert die Gegenwart bereichern und der Globalisierung trotzen. Bis man an der Nahtlinie zu Saigon-City eine Grenze überschreitet, wo hinter Bauzäunen wieder ein Strassengeviert der Bauspekulation zum Opfer fällt, wo der Boden zittert, wenn die Pfähle für ein Hochhaus in den Boden gerammt werden.

SA DEC 20/12/15

Wir schlendern durch die Marktstände von *Sa Dec*, einer Kleinstadt im Mekongdelta. Ein unglaubliches Angebot an Früchten, an Gemüse, Fisch und Fleisch liegt ausgebreitet auf Theken und auf Tüchern am Boden. Sieht man von der üblichen Tortur der als Lebendkonserve gehaltenen Hühner, Enten, Tauben, Fröschen, Fischen und Krebsen ab und übergeht mit vietnamesischer Gleichmut den Mopedverkehr, der den Markt in eine Abgaswolke hüllt, dann

ist die Konfrontation mit dem, was wir Europäer nur als Endprodukt aus dem Supermarkt beziehen, ein packendes und irgendwie erschütterndes Erlebnis.

Wir sind hier die einzigen Touristen weit und breit und mit der Schwierigkeit konfrontiert, unsere Anliegen verständlich machen zu können. Auf der Suche nach einem Moped oder Fahrrädern führen die Adressangaben, sowohl des Reiseführers wie auch von Google Map nur zu einem ermüdenden Abendspaziergang entlang der lärmigen Ausfallstrasse. Über dem Misserfolg hungrig geworden, setzen wir uns bei einer Strassenküche auf kleine Plastikhocker und bekommen eine über alles köstliche Suppe serviert. Weder die dröhnende Beschallung des Elektronikgeschäfts gegenüber, noch der Gestank der lärmigen Strassenkreuzung trüben unsere Stimmung. Strassenküchen gibt es überall und beinahe den ganzen Tag lang. Jede Familie kann ein Stück Trottoir besetzen, die Gartöpfe und alles, was zu einem improvisierten Restaurant gehört, in Windeseile aufbauen und wieder zum Verschwinden bringen. Bezüglich Frische, Qualität und Preis kann ich nur Positives berichten.

In Vietnam scheint alles erlaubt zu sein. Was nach unseren Massstäben streng verboten oder absolut unerwünscht wäre - hier ist es Alltag. Mopedfahren auf der Gegenfahrbahn, mit Kindern und Grossmutter auf dem Sozius, ganze Wagenladungen auf dem Rücksitz balancieren sowie gleichzeitig telefonieren und sms schreiben, den Gehsteig verbarrikadieren, den öffentlichen Raum beschallen und über vieles, was uns zur Weissglut treiben würde, gleichmütig oder lächelnd hinwegsehen.

Am nächsten Tag, nach einem weiteren vergeblichen Fussmarsch, landen wir im *Maison bleu*, dem Geburtshaus des *Liebhabs* der jungen Margarethe Duras. Als Ladies and Gentlemen angesprochen, werden wir von unserer pausbäckigen Führerin durch das märchenhaft ausgestattete Haus des einstigen Besitzers, eines chinesischen Reishändlers geführt. Die eifrige Dame organisiert danach Fahrräder, stillt mit einer wiederum köstlichen Nudelsuppe unseren Hunger - zum dreifachen Preis der gestrigen Strassenküche - und während beim Tee unsere Reisepläne erforscht werden, ergibt sich wie von selbst für die morgige Weiterfahrt ein luxuriöses Privatauto. Auf diese Weise mit Rädern versehen und wieder versöhnt mit der Welt, starten wir zum ersehnten Ausflug in die von Flüssen und Kanälen durchzogene immergrüne Landschaft.

Reisfelder, idyllische Dörfer im Schatten von Kokospalmen, alte Barken aus Holz, oder aus Bambus geflochtene und geteerte Boote in morastigen Kanälen, unabsehbar grosse Gärtnereien und am Ende das Ziel unseres Ausflugs: die alten, schon im Zerfall begriffenen Ziegelbrennereien. Ihre gut zehn Meter hohen Brennkammern bilden beeindruckende, russgeschwärzte Kraggewölbe. Von einfachen blechgedeckten Hallen umgeben, liegen die Bauten nahe am Fluss, einer intensiv befahrenen Wasserstrasse mit ihren geräuschvoll tuckernden hölzernen Lastkähnen. Die ziegelroten Hochöfen



überragen das Grün des Schilf- und Bambusdschungels und erinnern entfernt an die mythischen Bauten einer in der Wildnis versunkenen Kultur.

#### WEIHNACHTEN AUF PHU QUOC 24/12/15

Über die Insel *Phu Quoc*, wo wir die Weihnachtstage verbrachten, gibt es wenig erfreuliches zu berichten. Das überteuerte Resort direkt am Meer blieb letztlich die einzige Zufluchtsstätte vor den Verwüstungen, mit welcher die Insel durch gigantische und verantwortungslose Bauspekulationen umgeflügelt wird. Die ausgedehnte Westküste, der wir mit dem Roller entlang fuhren, immer in der Hoffnung einen unversehrten Badestrand zu finden, ist von Norden bis Süden zum Weinen entstellt. Brandrodungen noch und noch, tief in den Urwald und in Ufergebiete geschlagene Schneisen um noch mehr Baugrund für noch mehr Hotelanlagen zu haben, in denen Zehntausende am Pool liegen können - wenn es denn soweit kommt und der Markt mitspielt. Man würde es nicht für möglich halten mit welcher Blindheit und Brutalität hier die Natur missachtet und *entfernt* wird! Erst vor wenigen Jahren wurde ein Flugplatz gebaut und ein Stromnetz eingerichtet. Es folgten Autobahn und Vergnügungspark. Heute erleben wir ein grössenwahnsinniges Bauspektakel, das *Nha Trang's* Verunstaltung vermutlich noch übertreffen wird.

#### CHAU DOC 29/12/15

Wir haben heute die Grenze zu Kambodscha überquert und sind nach einer langen Bootsfahrt auf dem Mekong im *Phnom Penh* eingetroffen. Vietnam, ein dicht bevölkertes Land in Aufbruchstimmung, mit über 90 Millionen geschäftigen Bewohnern, Kambodscha mit nur 15 Millionen Menschen, von ganz anderem Schlag, bedächtiger, in ihrer alten Kultur tief verwurzelt und von den Segnungen der Gegenwart zuweilen überfordert. Armut ist hier so verbreitet, wie die Natur bis heute noch reich und allgegenwärtig ist.

Bevor das Boot uns für die Reise nach *Phnom Penh* abholte und frühmorgens am schwimmenden Hotel in *Chau Doc* anlegte, bevor noch die rot glühende Morgensonne über einem der neun Arme des Mekongs aufstieg, zogen die Fischer ihre Netze aus der Tiefe, wo sie während der Nacht im Fluss getrieben hatten. Wir sehen die Sonne über den Palmwipfeln aufsteigen, vom Rauch der Feuer getrübt, sehen das überfüllte Fährboot mit seiner Menschenlast und hören den harten Rhythmus der Schiffsmotoren die feuchte Luft zerschneiden. Einige Stunden später stehen wir beim kambodschanischen Zollamt, einem heruntergekommenen Anleger, der den Eintritt in eine andere Welt durch die seltsam verschlungenen Schriftzeichen des kambodschanischen Alphabets verdeutlicht.

Während die entfernten Ufer im Dunst des heissen Nachmittags versinken, zeichnen die glitzernden Lichter auf den trägen Wassermassen flüchtig tanzende Spiegelbilder. Mit grellem Staccato durchdringt unser angejahrtes

russisches Speedboat die Lautlosigkeit der Natur. Für einen Augenblick geht das verlorene und wieder gefundene Paradies in der dröhnenden Wirklichkeit unter. Gestern noch herrschte in den Kanälen und auf den Flüssen des Mekongdeltas, entlang der unendlichen Ufer mit seinen Hausbooten, Pfahlhäusern, Lagerhallen, Reisspeichern, Brücken und Märkten ein nicht abbreissender Verkehr aller möglichen Gefährte, nie gesehene Schiffstypen, meist aus dem eisenharten Holz der selten gewordenen Urwaldriesen gezimmert, blau gestrichen mit roten Umrandungen die einen, grau und rostend wie welkes Laub die andern. Niemals ohne die flatternden roten Wimpel und nicht selten von kaltgrünem Vitriol überzogen. Nach dem Grenzübertritt zu Kambodscha befahren wir eine andere Welt; eine stillere und einsamere Gegenwart bestimmt den Eindruck. Wasservogel in wild verkrauteten Uferböschungen, ein paar schmale, geruderte Fischerboote - schwärzliche Barken mit spitzem hochgezogenem Bug - seltener ein Lastkahn mit Sand, bis zum Untertauchen beladen. Gelegentlich ein rostendes Blechdach, Vorbote eines nahen Dorfes, verborgen im Dickicht der Bambuswälder.

PHNOM PENH 30/12/15 - 1/01/16

In *Phnom Penh* begrüsst den Reisenden das Portrait von König *Norodom Sihanmoni*, das mit seinen goldumrankten Schleifen und Girlanden weit über das Blumenbeet der öffentlichen Parkanlage hinaus wuchert und eine Art Gegenstück zur Palastmauer bildet. Mit unnahbarem Gesichtsausdruck, wohl ein Zeichen hoheitlicher Würde, überblickt er die flanierende Menge aus dem monumentalen gold- und lichter geschmückten Prunkrahmen. In Vietnam lächelte Übervater und Staatsgründer Ho Chi Minh von verblassten Plakatwänden herab, ermunterte sein Arbeiter- und Bauernvolk zur Solidarität und zusammen mit der roten Flagge kam so etwas wie eine nostalgische Jahrmarktstimmung auf. In beiden Ländern wird gerne gelacht und getrunken, die Passanten begegnen dem Fremden mit freundlichem Wohlwollen, doch in Kambodscha geht vieles gemächlicher zu und her, die Menschen scheinen eben erst aus einem schweren Traum erwacht. Die Üppigkeit, die schweren Düfte, ein langsames Tempo im Alltag haben die Nüchternheit und den Verkaufseifer der Vietnamesen abgelöst.

Die Sylvesternacht ging in einem nie erlebten Verkehrschaos unter, in einem wilden Haufen dicht ineinander verkeilter Motorrad-Taxis, schwerer Geländewagen, Mopeds und verzweifelter Fussgänger. Vom Hoteldach schauten wir dem fröhlichen Sit-In der Menschen zu, die den Park vor dem Königspalast als sichere Verkehrsinsel besetzten, Knallkörper in die Luft warfen und dem Spektakel des Feuerwerks entgegen fieberten. Umbrandet vom Lärm und Abgasen, durch eiserne Schranken vor den Angriffen übermütiger Mopedfahrer geschützt, breitete man gelassen die Tücher für ein *Dinner sur l'herbe* aus, freute sich an den herum hüpfenden Kindern, den hellen Lichtern und dem

gütigen König in seinem goldenen Palast, der allen als nächtliche Fotostaffage diente.

*Phnom Penh* mit seinem herausragenden Museum, der aus jüngerer Vergangenheit stammenden und dennoch beeindruckenden königlichen Palastanlage, die unübersehbaren buddhistischen Pagoden mit ihren nach oben gezogenen Dächern, all das hat uns die Augen geöffnet für die Kultur der Khmer, den Ahnherren des modernen Kambodschas. Oft waren wir mit dem Fahrrad unterwegs, bewegten uns durch enge Gassen, durch den Menschenstrom der Lebensmittelmärkte, entlang breiter Strassen und überfüllter Gehsteige. Wir sahen heruntergekommene Fassaden, die noch die kurze Blüte der an *Corbusier* orientierten kambodschanischen Moderne verrieten. Wie unser *Hotel Frangipani*, das mit baulichen Details überraschte, die man als Aussenstehender hier nie vermutet hätte.

Inzwischen haben sich die Eindrücke zu einem schwer entwirrbaren Knäuel verflochten. Nach mehrtägigem Aufenthalt in der Hauptstadt war das Bedürfnis nach Natur und Ruhe zu gross, als dass wir gleich den touristischen Hotspot *Angkor Wat* ansteuern wollten. Deshalb zog es uns erneut in die Nähe eines Nationalparks, weg vom Lärm und den Abhängigkeiten einer Grossstadt. So treibt die Neugierde den Reisenden immer weiter, lockt ihn zu neuen Horizonten, auch wenn dabei mehr als nur ein Hügel zu überwinden ist. Die Fahrt in die hinterste Ecke des Landes, nahe der thailändischen Küste, in die Fiebersümpfe der Mangroven - wir haben sie lebend überstanden. Vergeblich drang ich auf unseren Fahrer ein, sich beim Überholen und Kurven-Schneiden zu mässigen. Die Raserei ist eine schwer heilbare Krankheit namens Selbstüberschätzung - ein Fall für den Psychologen!

KOH KONG 2/01/16 - 5/01/16

*Koh Kong* ist der Hauptort einer dünn besiedelten Region mit weitgehend intakter Natur. Mehrere Naturparks liegen in nächster Nähe. Im Hinterland, gegen die *Kardamon Mountains*, breitet sich undurchdringlicher Dschungel aus, gegen die Küste flacht das Land ab und läuft zu einer von Flussarmen und Sümpfen durchzogenen Ebene aus. Die Stadt *Koh Kong* liegt am *Kab Bpow River*, der umgeben von Mangroven in den nahen Golf von Thailand mündet. Die ganze, gleichnamige Region blieb bis heute von den Auswüchsen des Massentourismus verschont. Sie ist Ausgangspunkt für Trekking-Touren in die Wälder, zu verschiedenen Wasserfällen und für Bootstouren in die Mangroven-Sümpfe.

Wir zogen mit dem Roller auf eigene Faust los, überliessen den grossen Ta Tai-Wasserfall den lärmenden, sich unablässig fotografierenden asiatischen Touristen und bewegten uns zu Fuss flussaufwärts. Den grossen Wasserbecken folgend, kletterten wir über rund geschliffene Felsen und Steine, überwandem algenüberwachsene, glitschige Untiefen und kämpften uns durch das Dickicht

der Uferböschung. In den Flussschleifen, wo sich Sand und Geröll abgelagert hatten, entdeckten wir kleine, mit Büschen umstandene Buchten, bedeckt mit feinstem hellen Sand. Wir legten uns in den Schatten, die Augen auf das kristallklare, dunkelgrüne Wasser gerichtet, das uns zum Schwimmen und Tauchen einlud. Am Nachmittag, bei zunehmender Hitze, durchquerten wir den Fluss auf der Suche nach neuen Schattenplätzen. Eine Gruppe junger buddhistischer Mönche hatte das gleiche Ziel. Übermütig näherten sie sich uns, sprangen mit herrlichem Jubel ins Wasser, benutzten die tiefsten Stellen für waghalsige Sprünge oder standen, für Augenblicke in ihrer Haltung erstarrt, auf den Felsen wie auf Podien inmitten der dichtgrünen Urwaldlandschaft. Braungebrannte Jungenkörper, die Hüften mit einem orangefarbenen Lendentuch umschlungen. Sie verkörperten das vollkommene Zusammenspiel von Mensch und Natur, von Körper und Geist in einer Umgebung voller Schönheit und Harmonie.

Eva Äusserung zum tropischen Klima im Mangrovenwald: «Ein Königreich für einen Nieselregen, einen kalten, grau - verhangenen Wintertag. Und am Abend den Tatort schauen mit einem Glas Rotwein». Es war um die Mittagszeit als wir aus der blendenden Helligkeit der Staubstrasse in die feucht-heisse Dämmerung des Mangrovenwaldes eintraten. Ein sicherer Steg führt ins Labyrinth aus ineinander und durcheinander gewachsenen Wurzeln, unzähligen verzweigten Stämmen, umspielt von flachem, trüb-braunem Wasser. Luftblasen steigen aus dem morastigen Grund, blendende Reflexe zittern, wo Licht in die Tiefe dringt. Kaum ein Geräusch durchbricht die Stille, ein Vogel vielleicht oder die seltsamen Knall-Laute, deren Herkunft Rätsel aufgibt. In der Höhe ein Meer aus kräftigen Blättern, unbewegt, wie gelähmt vor Hitze. Schatten huschen über das Wasser. Krebse kommen aus ihren Löchern, wo die spiegelnde Oberfläche den Grund frei gibt, diesen nährstoffreichen braunen Schlamm.

Aus solchem Nährbett kommen sie hervor, eine Armee von Wurzeln, die sich erst in der Höhe zu schlanken Stämmen vereinen, lange nachdem sie schon aus wässriger Tiefe ins Licht aufgestiegen sind. Sind es Wurzeln? Die Verzweigung der Stämme im Erdreich entzieht sich gewöhnlich unseren Blicken. Die Mangroven sind anders, ungehemmt, sie zeigen alles. Die Wiederholung dessen, was sie oben tun, um den Raum zu erobern, ihr Laub, die Blüten und Früchte zur Entfaltung zu bringen, geschieht auch unten, in der Luft und im Wasser. Ausgestattet mit einem Bündel von Tentakeln, die sich tief in den Grund bohren, um genügend Halt zu finden, um Strömung und Wind zu widerstehen, so besetzen sie den feuchten Grund. Undurchdringliche Zonen bilden sich, wie mächtige Fischreusen. Wo Schlick und Wasser es zulässt, erobern sich junge Bäume weiteren Raum, bilden kleine Inseln, Vorposten, die neues Territorium besetzen, sich allmählich mit ihren erstarkten Gliedern im Schlamm festkrallen, neue Glieder bilden und nach und nach ein fruchtbares Wasserreich für die Nachhut schaffen.

Am Ende des Steges öffnet sich der Wald und gibt den Blick auf die still sich ausbreitende Wasserfläche frei. Ein Anleger mit bunt lackierten Holzbooten

kommt in Sicht, erreichbar über eine schmale Hängebrücke. Sie wird von einer heiteren Gruppe asiatischer Ausflügler belagert und in heftiges Schaukeln versetzt. Zum Schrecken der jungen Damen und zum Gaudi ihrer männlichen Begleiter. Das dauert eine Weile, begleitet von Rufen und Schreien. Dann ist die Reihe an uns. Wir nehmen die Aufforderung zum Spiel an und erreichen den Kiosk am jenseitigen Ufer trockenen Fusses. Im Schatten trinken wir eine Cola, schauen aufs grüngoldene Wasser in dem rosarote Lotusblüten schwimmen und mit blauen Plastiksäcken einen Schönheitswettbewerb ausfechten.

## ANGKOR WAT 8/01 - 10/01/16

Bei der Beschreibung von *Angkor Wat* möchte ich zwei Aspekte auseinander halten: 1. die Tempelanlagen mit ihrer fantastischen Architektur, die entfernt an Bilder von Gustave Moreau erinnern und 2. die sich darin bewegenden Besuchermassen. Erstere haben wir während drei Tagen mit grosser Bewunderung besichtigt und letztere ignorierten wir, soweit es unsere Kräfte nicht überstieg.

Im weitläufigen Gelände, das sich über 200 km<sup>2</sup> rund um *Angkor Wat* erstreckt, befinden sich rund 50 grössere Tempel und Heiligtümer. Sie entstanden hauptsächlich zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert, beginnend mit der Thronbesteigung des Gottkönigs *Jayavarman II.* Vorgängerbauten existieren nicht mehr, spielten jedoch für den Standort und die Stilentwicklung eine wichtige Rolle. Der Höhepunkt der Bautätigkeit war verbunden mit der grössten Ausdehnung des Khmerreiches unter *Jayavarmann VII.* Mit ihm erlebte die Kultur der Khmer ihr goldenes Zeitalter.

Heute befinden sich die Tempelanlagen in einem Stadium des Zerfalls, der es nicht ausschliesst dem Besucher die einstige Bedeutung sich im Geiste vorzustellen. Zur Einmaligkeit des Schauplatzes tragen die mächtigen Baumriesen des Urwaldes bei, die sich in den Ruinen während Jahrhunderten ungehindert ausbreiten konnten.

Die Tempel sind von inneren und äusseren Mauern umschlossen, symmetrisch auf mehreren rechtwinklig verlaufenden Achsen angeordnet und häufig von grossräumig angelegten Kanälen und Wasserbecken umgeben. Die bis zu vierzig *Cellas* einer grösseren Tempelanlage sind durch Galerien und Korridore miteinander verbunden. In diesen Haupträumen standen die steinernen Statuen, die Repräsentanten der Gottheiten. Die Tempel wurden als Wohnsitz der hinduistischen Götter und der vergöttlichten Königsfamilien betrachtet und verehrt. Sie bildeten das Zentrum der einzelnen Städte oder Stadtteile, in denen im 12. Jh. angeblich eine Million Menschen lebten! Unter dem gläubigen Buddhisten *Jayavarman VII.* wurde der Shiva-Kult durch die Verehrung *Buddharajas*, des Herrschers des Universums ersetzt.

Eine wichtige Rolle im Ensemble der Khmer-Architektur spielt der *Tempelberg* als Verbindung zwischen Himmel und Erde und als Aufenthaltsort der Götter. Wo natürliche Erhebungen fehlten, wurden Stufenpyramiden auf künstlich aufgeschüttetem Gelände errichtet.

Die Baumeister der Khmerkultur waren zweifelsohne grossartige Architekten. Die Gestaltung der Tempelanlagen zeugt von grossem Erfindungsgeist und einem ausgeprägten Sinn für harmonische Proportionen - im Grossen wie im Kleinen. Fragwürdig ist dagegen die Bautechnik: mangelhafte Fundamente, schlechte Verbundtechnik der Mauersteine, problematische Lastenverteilung bei den vorwiegend schweren Kraggewölben. Im Laufe der Jahrhunderte entstanden massive Risse im Mauerwerk, die Pfeiler der Vorhallen und Galerien gerieten in Schiefelage, ganze Mauerzeilen stürzten zu Boden, Gewölbe und Türme brachen in sich zusammen. Die Risse gehen quer durch Reliefs und Ornamente, die - zusammengesetzt aus einzelnen Steinquadern - sich nun wie ein Puzzle in Einzelteile auflösen. Die Pflanzenwelt des feucht-heissen Dschungels hat sich in Rissen und Öffnungen eingenistet, die Mauern, den Reliefschmuck und die Skulpturen mit weissen, schwarzen, rötlichen und vitriolgrünen Flechten überzogen. Gigantische Urwaldbäume haben während Jahrhunderten mit ihren Wurzeln die Gebäude umarmt und am Ende erdrosselt, sie haben mit ihrem Laub die Fliessen bedeckt, die Bassins aufgefüllt und den verbliebenen Raum bis auf ein paar wenige bewohnbare Klausen schrumpfen lassen. Schliesslich benutzten die Bewohner der nahen Dörfer die Tempel als Steinbrüche, Archäologen und Abenteurer entführten viele Statuen und anderes versank im Dickicht des Urwaldes. Als mein Verwandter in den Dreissigerjahren Angkor Wat besuchte, entsprach das Zusammenwirken von Natur und Architektur noch dem Bild einer vollkommenen Symbiose menschlicher Gestaltung und geheimnisvollen Naturkräften, einer mystischen Welt am Übergang zu ihrer Auflösung in die Schönheit des Vergehens. Ein verwünschtes Paradies der Götter, wieder geboren in den Baumgiganten, den Vögeln und anderen scheuen Waldgeschöpfen. In einzelnen Winkeln und abgelegeneren Tempeln ist diese Stimmung auch heute noch gegenwärtig.

Nach dem Ende der Terrorherrschaft der Roten Khmer und mit der Unesco-Welterbe Deklaration rückte Angkor wieder in den Fokus des internationalen Tourismus. Das Tempelgelände wird seit 1999 von einem Privatunternehmen (Sokimex) verwaltet und generiert mit über 2 Millionen jährlichen Eintritten (20 \$ pro Tag und Person) gigantische Einnahmen, von denen der kambodchanische Staat in bescheidenem Masse mit profitiert. Restaurationsarbeiten werden und wurden von der Internationalen Gemeinschaft und einzelnen Geberländern finanziert.

Asiatische Touristen bilden die überwiegende Mehrheit der Besucher und sie haben - wenn auch nicht alles - eines gemeinsam: ihren unersättlichen Drang zur Selbstdarstellung. Und sie bewegen sich fast ausschliesslich in Gruppen. Das Prozedere der Vereinnahmung der Kulturstätte läuft stets nach dem gleichen Muster ab: Frau posiert vor den View-Points, Mann geht in Stellung,

Aufruf zum Smiley, 1,2,3 - Repeat. Das gleiche umgekehrt, mit Gruppe und in wechselnder Besetzung. Ein treuer Begleiter für japanische TouristInnen ist der Selfie-Teleskop-Stab, der es ermöglicht, der Community den Existenz-Beweis noch am selben Tag zu posten. Wahrnehmung und Darstellung der Aussenwelt werden reduziert auf den Hintergrund für ein Portrait - gerne das eigene -, auf seine wirkungsvollste Präsentation. Illustrierte, Modemagazine und Videoclips dienen als Vorlage für den Ich-Kult einer vorwiegend jüngeren Generation, die im asiatischen Raum sowieso die Mehrheit ausmacht. Aber auch ältere Semester legen ihre Zurückhaltung ab, wenn es die Reisegruppe fordert oder sie vom *Guide* dazu genötigt werden. Europäische Besucher stehen herum, warten indigniert bis die Karawane weiter zieht und bis die nächste Lawine sich geräuschvoll ankündigt. Mit etwas Glück lässt sich vorher noch das frei geräumte Motiv aufnehmen, auf das man es zur Erinnerung und nachträglichen Betrachtung abgesehen hat.

Woher kommt dieser Drang zur Selbstdarstellung, dieses Bedürfnis einen Beweis zu kommunizieren, dass der jeweilige Ort besucht und abgehandelt wurde? Asiatische Reisende können seit einigen Jahren dank verbesserten ökonomischen Voraussetzungen und Billigflug-Angeboten Destinationen besuchen, die für den westlichen Tourismus seit vielen Jahren die Rolle der klassischen *Grand Tour* spielte. Das neue Selbstwertgefühl findet Ausdruck in einer visuellen Form der Besitzergreifung, die sich in den verrücktesten Posen an allen möglichen und unmöglichen Schauplätzen ausdrückt. Niemand schreitet ein, wenn ein Paar im Honeymoon einen steinernen Elefanten umarmt, wenn antiken Tempeltänzerinnen der Bauch und Busen poliert, schräg stehende Säulen gestützt oder die Umstehenden mit anderem Unsinn amüsiert werden. Ist die massenhaft produzierte Bilderflut rund um das Ego Ausdruck einer persönlichen Verunsicherung oder einfach Freude am Spiel? Asiaten in den aufstrebenden Ländern scheinen von den Möglichkeiten des modernen Lebens geradezu berauscht zu sein. Und sie geniessen es, all den billigen Unfug, der uns mittlerweile als Gipfel aller Abgeschmacktheiten erscheint, mit kindlicher Freude zu geniessen. Buddha, Lao Tse, Konfuzius zum Trotz, sie entscheiden sich für das Leben im Jetzt, ungeachtet der Nebenwirkungen.